



Dictynna

Revue de poésie latine

9 | 2012

Varia

Rom und der Osten oder Von der Schwierigkeit, sich zu orientieren (von Catulls Odyssee zu Horaz' Aeneis)

Jürgen Paul Schwindt



Édition électronique

URL : <http://journals.openedition.org/dictynna/856>

DOI : [10.4000/dictynna.856](https://doi.org/10.4000/dictynna.856)

ISSN : 1765-3142

Référence électronique

Jürgen Paul Schwindt, « Rom und der Osten oder Von der Schwierigkeit, sich zu orientieren (von Catulls Odyssee zu Horaz' Aeneis) », *Dictynna* [En ligne], 9 | 2012, mis en ligne le 06 mai 2013, consulté le 10 septembre 2020. URL : <http://journals.openedition.org/dictynna/856> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/dictynna.856>

Ce document a été généré automatiquement le 10 septembre 2020.



Les contenus de la revue *Dictynna* sont mis à disposition selon les termes de la Licence Creative Commons Attribution - Pas d'Utilisation Commerciale - Pas de Modification 4.0 International.

Rom und der Osten oder Von der Schwierigkeit, sich zu orientieren (von Catulls Odyssee zu Horaz' Aeneis)¹

Jürgen Paul Schwindt

- 1 Was ist nicht alles über Rom und den Osten gesagt und geschrieben worden!²Und doch hat man den Eindruck, daß die verbreitete Wahrnehmung dieses Verhältnisses merkwürdig unscharf ist. Unwillkürlich sucht man nach zuverlässigen Parametern, die eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Verhältnisbeschreibung ermöglichen möchten. Im Rahmen eines Verbundes, der sich der Erforschung der Dichtung der augusteischen Epoche, also jener Epoche, die nach einem in heutigen Begriffen klassischen Herrscher des Westens benannt ist, verschrieben hat, mag sich die Fragestellung wie folgt verengen lassen: Welches sind die Bilder, die die augusteische Dichtung von den Zonen, Ländern, Städten, Stämmen und Völkern des Ostens gemalt, geprägt, transportiert hat? Und sind diese Bilder Neuschöpfungen oder Reskripte und, gegebenenfalls, Umschriften älterer römischer oder griechisch-hellenistischer Bilder? Und vielleicht wichtiger noch: Entspricht diesen Bildern des Ostens eine Vorstellung vom Westen? Wenn sich denn das Klassische Rom als Zentrum der Oikumene verstehen wollte, in deren Westen die Iberer, die Mehrzahl der Kelten und vor allem die Britanner situiert waren, verliert die Vorstellung vom Osten den für die moderne Auseinandersetzung charakteristischen Bezug auf einen Begriff von okzidentaler Kultur. Es wäre zunächst plausibel zu machen, daß der Osten unabhängig von seiner dyadischen Beziehung auf die Opposition des Westens ein valides Untersuchungsfeld eröffnen könnte. Aber ist die Vorstellung einer Eigenwertigkeit des Ostens eine, die sich aus den Texten der hier interessierenden Epoche belegen läßt? Um dies zu erkunden, müßten wir die Ostreferenzen eines gewiß überschaubaren, aber doch recht umfangreichen Schriftencorpus, das sich von den frühen Dichtungen des Vergil und Horaz bis in die Zeit des späten Ovid, also über gut sechzig Jahre erstreckt, systematisch auf seine Osteinstellungen hin untersuchen. Vielleicht, daß sich aus den

versammelten Referenzen so etwas wie eine Typologie der Rom-Osten-Beziehung gewinnen ließe, die sich präzise von immerhin vorstellbaren Typologien des Westens, Nordens und Südens unterschiede. Und welche Regionen und Völkerschaften wollten wir überhaupt als östliche gelten lassen? Beginnt der Osten schon mit den Kalkhochflächen der istrisch-dalmatischen Küste, im antibrundisischen Durazzo, auf dem Epirus und den Inseln des Odysseus, auf den Schlachtfeldern Nordgriechenlands? Rechnen wir die Mutterstädte des nordafrikanischen Südens an der syrisch-phönizischen Küste, die arabische Halbinsel und das Rote Meer schon zu den Landschaften des Ostens? Es scheint geraten, den Osten schon dort beginnen zu lassen, wo auch das Nachdenken über den Orient, wenigstens für den alteuropäischen Kulturraum, zuerst eingesetzt hat: in Griechenland. Doch nun wird es kompliziert: Das Denken des Ostens ist eine Erscheinung, die vom Ereignis der Kolonisation des kleinasiatischen Ostens wie des italischen Westens durch griechische Poleis nicht zu trennen ist. Schon den ältesten Bildern des Orients liegen ausgedehnte Reisen und Expeditionen, Gesandtschaften und Feldzüge zugrunde. Von den homerischen Rhapsoden über die Auftragsdichter der Fürsten- und Tyrannenhöfe bis in das Zeitalter der Logographen und der wunderreisenversessenen Herodot und Platon bildet sich eine Tradition der *historie*, die die Dichtung und Prosa ihrer Epoche mit Begriffen und Bildern speist, die eine strukturierte Wahrnehmung des Fremden und insonderheit des Ostens allererst möglich machten.³ Vollends die Feldzüge des Alexander schufen eine gewaltige Spur,⁴ eine Trasse, die nicht nur die hellenistisch-römischen, sondern auch noch die früh- und hochmittelalterlichen Bildwelten des „Abendlandes“ bestimmen sollte. Es steht also die Frage im Raum, ob es überhaupt eine eigenständig römische Wahrnehmung des Ostens gegeben habe, nein, habe geben können, wenn doch gewaltige Pflanzstädte des Ostens, nennen wir nur Marseille, schon früh einen Osten im Westen begründeten, und wenn die Lehrer des Ostens, nennen wir nur Pythagoras, im unteritalischen Großgriechenland Bilder und Vorstellungen ihrer Heimat hinterließen, die – denken wir an die wundersame Transfererzählung von Numa und Pythagoras am Ende der *Metamorphosen* – konstitutiv für die Ausbildung eines römischen Westens wurden. Macht es vor dem Hintergrund solcher und anderer, verwandter Implikationen Sinn, den Osten des Westens zu suchen? Ich meine, ja.

- 2 Denn es ist – so meine These – die Leistung erst der augusteischen Epoche, auf der imaginären Weltkarte die großen alten Grenzziehungen zu erinnern, neu zu denken und im Relief der Dichtung zur eindrücklichen Darstellung zu bringen.⁵ Es ist die augusteische Epoche, der im doch wohl von Augustus selbst zuendegeführten Werk des Vipsanius Agrippa die erste römische Weltkarte verdankt wird (welche Ironie, daß auf dem wichtigsten Überlieferungsträger dieser von England bis China reichenden Karte, auf der *tabula Peutingeriana*, gerade die westlichen Partien, also England und Spanien, zum größeren Teil verloren sind). Es ist die Leistung des Pompeius Trogus, dessen umfangreiches Werk doch wohl noch wesentlich in augusteischer Zeit wurzelt, in einer auf das Reich der Makedonen fokussierten Darstellung gleichwohl am Anfang und am Ende der Abhandlung die Grenzen und Völker des Ostens wie des Westens in der Weise eines Periplous vermessen zu haben.⁶ Vergessen wir auch nicht Strabon, dessen eigen-, ja mutwilliger Zugriff auf die Geographie der alten Welt seine poetisch-philosophischen Quellen nicht verleugnet.⁷ Es ist die augusteische Epoche, die in der Zeichensprache der Paläste und Tempel den Gegensatz des Ostens und der römischen Mitte am stärksten konturiert und in das kulturelle Gedächtnis des römischen Weltreichs überführt hat. Mit dem Tatenbericht des Augustus⁸ und der monumentalen Grenzziehung durch die

Altäre des L. Sestius Quirinalis bei Kap Finisterre im Westen (wohl eine Nachahmung der Errichtung der Altäre am indischen Hyphasis durch Alexander den Großen im Osten)⁹ kommt eine Entwicklung zum vorläufigen Abschluß, die es den dichtenden Kommentatoren des Zeitalters ermöglicht, aus der Sicherheit der neuen Weltordnung heraus erneut und immer wieder das Abenteuer der Repristination der Gefährdung zu wagen. Ein Denken der Grenze, ein erneuertes, souveränes Denken des Anderen im Spiegel des Eigenen kann sich nur vollziehen, wo sich das Eigene ungefährdet weiß durch die Herausforderung des Anderen.¹⁰ Es wird kein Zufall sein, daß genau jetzt die alte Sage von der Ankunft der besiegten Trojaner an Latiums Küste unwidersprochen zum *fundamentum inconcussum* der großen Erzählung vom Ursprung des römischen Volkes werden kann. Gewiß hatten schon ältere Dichter und Historiker ihre Geschichten mit der Flucht des Aeneas beginnen lassen. Aber erst jetzt, auf dem Höhepunkt eines wahrhaftigen „genealogical turn“ (denken wir an Varros verlorene, von Servius zu *Aen.* 5, 704 zitierte Schrift *De familiis Troianis*, an Cicero und die aitiologischen Obsessionen des Properz¹¹), ist der Boden dafür bereitet, daß Aeneas zur bestimmenden Figur der Rom-Erzählung werden kann. Wie selbstbewußt und stolz darf man sich eine Kultur vorstellen, die ihre Ursprünge nicht umstandslos zu authentifizieren trachtet,¹² sondern freimütig und gelassen in das kulturelle Jenseits einer Landschaft verlegen kann, die schon einmal den östlichen Gegenraum konturiert hatte, an dem sich – im Bericht über den griechisch-trojanischen Krieg – noch vor den Perser-Kriegen die Vorstellung einer panhellenischen Nation ausbilden konnte.

- 3 Es lohnt sich, sich noch einmal den Anfang der Vergilischen *Aeneis* vor Augen zu führen: Geht es hier nicht gleich um die schickssalsgefügte Implementierung eines fernerer Ostens in die Anfangsgründe der römischen Kultur? Die Sperrung des ersten und des letzten Wortes in der umfänglichen Periode, die die *propositio* des Eingangs *arma virumque cano* erläutert, dieses ultimative Hyperbaton (*Troiae*, v. 1 – *Romae*, v. 7), umreißt die äußerste Spannung einer trojanischen Peripherie und eines römischen Zielpunkts. Der Osten heißt noch nicht Osten; aber darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist die generöse Selbstverständlichkeit, mit der Troja und Rom zu Eckpunkten einer einzigen Erzählung werden, die auf alles andere als eine geradlinige Verlaufskurve verweist (wie ja auch gerade die Verkennung des Ursprungslandes durch die Aeneaden die herbe Enttäuschung des Umwegs über das vermeinte Land der Väter, Kreta, provozieren wird¹³). Die Brüche und Unebenheiten werden schon in der Vorrede nicht verschwiegen, sondern thematisiert. Roms Gründer wird nicht genannt,¹⁴ sondern in einer Periphrase umschrieben, wie die Städte und Länder nicht als Städte und Länder, sondern als Küsten, Strände und Säume erscheinen. Ja, Laviniums Strand ist Laviniums Strand noch nicht, weil die Frau, die ihm ihren Namen gibt, noch nicht gefreit ist, vielmehr noch in den zuversichtlichen Träumen des noch zu findenden, noch zu treffenden Gegners Turnus weilt.¹⁵ Der Umriß dieses küstenstreifenden, städteahnensollenden Mannes aber gibt nur die ruhelose Mitte einer Getriebenheit frei, die den Landesflüchtigen als das bare Gegenteil eines grenzenziehenden Gründers erscheinen läßt. Dieser Gründer ist Objekt der gewalttätigen Einwirkung der „Oberen“ (*vi superum*, v. 4), die es geschehen lassen, nein, so einrichten, daß er zu Wasser und zu Land, statt zielgerichtet zu fahren, geschleudert wird. Die Stimmung der Vergilischen Gründerzeilen ist eine, die sich Psychophysik und Kinetik eher erschließen mag als den suchenden Blicken des passionierten Historikers. Auch das Codewort der epischen Gründungssage *memor* (cf. *Musa, mihi causas memora*, v. 8) wird, wo es zuerst begegnet, zum Beiwort der *ira* der wütenden Göttin (v. 4). Zorn und Gedächtnis: Was für eine

Grundlage für die Gründererzählung! Diese Erzählung schafft nicht Orientierung, sondern heillose Verwirrung; es müßte denn sein, wir verstünden *Orient*-ierung als jene Geste der Öffnung zum Osten, die das Einfallstor schafft für kreative Unordnung, wie sie nach der Vorstellung der russisch-tschechischen Formalisten zu den unumstößlichen Konstanten poetischer Sprache zählt. Doch treiben wir das muntere Spiel nicht zu weit. Halten wir nur fest, daß unser Text nicht zu orientieren, sondern nur – offensichtlich verliebt in die Effekte poetischer Sprache – über das ethnisch-geographische Faktengerüst die künstliche Firnis einer gediegenen Atavität und raumzeitlichen Ferne zu legen bemüht ist. Dieser Mann, an dem sich Intensität (*multum*, v. 3, *multa*, v. 5) nur als das zermürbende Walten höherer Mächte entzündet, ist Gegenstand einer kontingenten Geschichte des Leidens, die zuletzt überraschend in die Begründung von Stadt, Götterkult, Geschlecht, albanischem Adel und ragenden römischen Mauern mündet. Es ist der vielleicht genialste Einfall des Dichters, die Ursprungserzählung ihrerseits als zielführende Handlung zur Darstellung zu bringen. Daß einer, der seine Stadt verloren hat, in Latium, wo Städte noch nicht sind, nur künftige Namenstifter, die Stadt (*urbem*, v. 5) begründen soll, daß die erste Wegstrecke, die erste imaginäre Spur des Großepos von der Nicht-mehr-Stadt Troja zu der Noch-nicht-Stadt Lavinium führt, daß die unverrücklichsten Dinge des Lebens, Geschlecht, Väter und Mauern an ethnisch-geographische Schemen geknüpft sind, die in einer Ferne liegen, die noch über die Riesenhandlung der *Aeneis* hinausweist, daß einer, der Götter bringt, von Göttern verfolgt und getrieben wird, all diese und andere Merkwürdigkeiten sind in den einleitenden Versen nicht verschwiegen, sondern forciert herausgestellt: wie in in verstreuten Steinblöcken gemeißelten, funkelnden Sätzen, deren syntagmatische Beziehung sich der philologischen Mühwaltung erschließen muß (wen wundert's, daß in den letzten Jahren gleich mehrere Studien erschienen sind, die mit der syntaktisch sinnvollen Abtrennung der Satz- und Verskola befaßt sind?¹⁶). Schon den zweiten, kürzeren Teil des engeren Prooemiums (v. 8-11) darf man als Selbstanzeige der chaotischen Textur auffassen, die nach dem selbstgewissen, singsinstolzen Beginn (*cano*) jetzt ihre Zuflucht zur *memoria* der Muse zu nehmen vorgibt. Noch einmal wird der unbegreifliche Zwiespalt von der göttlichen Heimsuchung des götterergebenen Mannes aufgetan, hier die Geworfenheit des zwischen Flucht und fanatischem Zielwillen aufgeriebenen Aeneas, dort die Impulsivität der Göttin; die abschließende Frage ist, wenngleich sie die „Archäologie“ des Konflikts (v. 12-33) motiviert, entschieden rhetorisch und verhält effektiv im Resonanzboden einer gekonnt sich selbst inszenierenden erzählerischen Verzweiflung.

- 4 Der Anfang der *Aeneis* gibt ein Bild eines ethnischen, politischen und kulturellen Transfers, das in seiner Zerrissenheit die extremen Spannungen reflektieren mag, die mit jedem Geschehen verbunden sind, das von Untergang und Entwurzelung über Flucht und Vertreibung zu neuen Anfängen führt.¹⁷ Es ist, als bebe das Unfaßliche solcher Geschichten in den Satzfragmenten der Erzählung nach. Diese kann das Geschehene nicht diskursivieren, sondern nur Bilder schaffen oder auf Bilder zugreifen, die je einen Ausschnitt des Ganzen bieten, das nach den ehernen Gesetzen der Sprache freilich nie abschildernd einzuholen ist. Es ist sogar nicht einmal unwahrscheinlich, daß diese Bilder dem unerreichbar bleibenden „Wahren“ gleichwohl näherkommen, als es die stimmig-sein-wollende geschichtsphilosophische Erzählung je könnte. Will sagen: Das Prooemium der *Aeneis* gibt womöglich das Maß, wie überhaupt räumliche Verhältnisbestimmungen (also etwa Rom und der Osten) zur textlichen Darstellung gebracht werden können. Auch wenn Troja nicht als ein Fixpunkt des

Ostens erwogen wird, so erlaubt uns die Vergilische Darstellung doch, das Drama der verspäteten Empfindung einer Symbiose zu erleben, die sich eben nicht historisch protokollieren und, nach so vielen Jahrhunderten, stillstehen läßt, sondern im Gegenteil als das „perpetuum mobile“ einer Traditionsbildung erscheint, die den Gegensatz, der sie hervorgebracht hat, sprachlich und denkerisch immer neu zur Geltung bringen muß. Wir haben bei einer früheren Gelegenheit gesehen, daß die augusteische Epoche fast als eine Regel raumzeitliche Oppositionen in augenblickshaften Konkretionen zum Verschwinden bringt.¹⁸ Hier sehen wir es wieder : Erlaubt eine Kultur, die – vielleicht sogar *per definitionem* – darauf ausgerichtet ist, ethnische und kulturelle Gegensätze zugleich zu tilgen und in sich emblematisch abzubilden (siehe auch den Schild des Aeneas), ein Denken in Himmelszonen, das mehr vorstellt als räumlich-geographische Orientierung ? Suchte das römische Weltreich den Gegensatz der Regionen nicht zu vernichten, indem es an seine Stelle die Opposition des Römischen und des Barbarischen setzte ?¹⁹ Das Erfolgsgeheimnis römischer Weltmachtspolitik wäre dann – ähnlich dem der Vereinigten Staaten –, daß sie früher oder später erkannt hätte, daß sie nach dem Prinzip einer verschobenen Ursprünglichkeit, einer, wie ich sie nennen möchte, obliquen Originalität, besser führe als mit der Behauptung, Verteidigung und Durchsetzung eines – doch wohl fiktiven – Eingeboreneins.²⁰ Bezeichnenderweise kann sich die genealogische Beziehung, die Vergil im dritten Buch zwischen Italien und den Dardaniden knüpft,²¹ aufs Ganze gesehen nicht durchsetzen. Der eigenartig fiktionale Charakter dieses älteren Rechts erhellt schon daraus, daß die Wahrheit des dunklen Apollo-Orakels Aeneas erst in der Traumrede der Penaten erscheint.

- 5 Mit Slavoj Žižek gesprochen: An die Stelle der ideologischen Phantasie²² der Autochthonie hat Rom in aller Regel das Phantasma eines Ausschlusses gesetzt, der die strafenden Mächte überlebt und im Außen der Zufluchtgewährenden neuen Welt ein neues Innen generierte, das hinfort den Maßstab setzte für jede Beurteilung, was innen, was außen, was Westen oder Osten sei. Der Verzicht auf Glauben und Rede der Autochthonie bewahrt die Weltmächte vor dem Schicksal des Hauses der Labdakiden, das – wie kürzlich Richard Rader gezeigt hat²³ – zum Untergang schon deshalb verurteilt ist, weil es auf dem Wege des Inzests die nivellierten Geschlechter- und Generationengrenzen im Phantasma der Autochthonie restituieren möchte. Wenn Vergil gleichwohl die überlieferte Sage um den genealogischen Einfall bereichert hat, daß der Stammherr der Aeneaden, Dardanus, dereinst in Italien siedelte, die Trojaner mithin in das Land ihrer Ursprünge zurückkehrten (vgl. *Aen.* 3, 94-96 u. 3, 163-168),²⁴ so möchte man diesen Kunstgriff am liebsten als Sekundärauthentifizierung auffassen : Der durchschlagende Erfolg der Erzählung vom verschobenen Ursprung der Römer erlaubte irgendwann die souveräne Rocaille von der Umdeutung der Flucht der Trojaner zur Heimkehrergeschichte. Ost und West waren ethnoideologisch ununterscheidbar geworden. So fügt sich auch die vermeinte Korrektur in die Logik der verschobenen Originalität.
- 6 Die lange Vorrede war unumgänglich, wenn wir begreifen wollen, ob und wo überhaupt noch Raum für die Entwicklung unserer Fragestellung bleiben könnte. Wenn die Mitte zugleich Westen und Osten, Süden und Norden umgreift, dann mußten wir eben die Mitte ins Auge fassen, die sich irgend einmal an ihren Rändern konturiert und diese ihre indigene Heterogenität zu reflektieren nie aufgehört hat. Und wichtiger noch : die es nicht zugelassen hat, daß die geschichtsphilosophische Rede von der „Pax Romana“ jemals die Spuren und Reste ihres unruhigen Zentrums überdecken konnte.

Eine solche Kultur hat es auch ertragen, daß die vielleicht mächtigsten Artikulationen eines echt östlichen religiösen Empfindens, erst die Tiger des Dionysos, dann die Löwen der phrygischen Göttermutter Kybele,²⁵ schließlich die Schellen und Klappern der Isis in Rom Einzug hielten. Verbote und Gesetze konnten den zunehmenden Einfluß dieser ekstatischen und Erlösungskulte nicht aufhalten. Einige der besten Texte der spätrepublikanischen und frühaugusteischen Epoche steigern sich zu so eindringlicher Beschreibung (Lucrezens *magna mater* [2, 598-643], Catulls Großgedichte 63 und 64, Tibulls Frauen), daß sie – vielleicht unfreiwillig – zu Dokumenten der allmählichen Kodifikation des östlichen Wahnsinns im römischen Westen geworden sind. Aber welches wurde die Form dieses Ostens im Westen? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die beschwörenden Gesten der Dichter nur der *apotropé* des besungenen Irrsinns dienen sollten. Als erst beschworene, dann abgewehrte Phantasmen wurden die Gesten und Riten Teil der Grammatik einer Epoche, die ihre stärksten Anregungen aus ihrem bald abgeschilderten, bald auch bloß imaginierten Gegensatz zu gewinnen trachtete. Jetzt also geschieht etwas, das seltsam, aber doch nicht ganz unverständlich ist: Das heterogene Reich entwickelt Routine und muß die politisch überwundenen Grenzziehungen wieder und wieder phantastisch regenerieren, wenn es nicht in tiefste Starre und bloße Iteration des Erreichten verfallen soll. Gut versteht man den rekusatorischen Gestus jener augusteischen Autoren, die sich auf die bloße Ereignisgeschichte schreiben nicht festlegen lassen wollen, sondern an die Stelle der *carmina perpetua* der historischen Großerzählung lieber die fragmentierende Sprechweise der kleinen Gattungen setzten. Hier wurde des Nachts zerschnitten, was der augusteische Diskurs des Tags zustande gebracht haben mochte. Aus Erzählungen wurden Bilder, die schon als Bilder an die alte Unlust zur Bindung, an die alte generische Unruhe erinnerten, die das Reich dereinst, so glaubte man doch, begründet hatte.

- 7 Man darf darüber streiten, wie originell die Bilder sind, die augusteische Dichtung für die Länder und Völker des Ostens gefunden hat. Es ist wiederum ratsam, von den Gedichten des Catull auszugehen und zunächst hier die Weisen der Orientierung aufzusuchen und vielleicht an ihnen einen Punkt zu gewinnen, der die Folgeentwicklung verständlicher macht: Schon hier irritiert ein Gestus, der in den Gedichten 10 und 11 augenfällig wird: In 10 spricht aus jeder Silbe die monströs und selbstgefällig zur Schau gestellte Langeweile und Ignoranz gegenüber einer konzentrierten Wahrnehmung des bithynischen Ostens, die auf wirkliche Einsichten führen könnte. Daß das Hürchen strebt, auf des Sprechers dreist erfundener Sänfte zur Kultstätte des Sarapis getragen zu werden, verdoppelt die Verspottung eines kritiklos verehrten Ostens im Westen.²⁶ Die Weltvermessung der gleich darauf folgenden sapphischen Ode (c. 11) ist allein der ironisch-zynischen Abschiedsrede geschuldet, die die eingeforderte Treue der Freunde am grotesk überdimensionierten Weltmaßstab zu bestimmen sucht. Über dem phantastischen Riesenmaß der Catullischen Geographie geht jede Orientierung verloren. Die übergroße Karte zeigt denn auch im kleinen, um die präzise Beschreibung ersichtlich unbekümmert (vgl. dagegen die empathetisch fingierte Teilnahme an der erwarteten Erzählung des aus dem Westen heimkehrenden Freundes in c. 9, dort v. 6-8: *audiamque Hiberum / narrantem loca, facta, nationes, / ut mos est tuus*), eben jene Einstellungen, die – so scheint es – in der augusteischen Literatur dann wieder und wieder getreulich nachgebildet werden: Die Araber sind weich (*mollis*), die Parther pfeilbewehrt (*sagittifer*),²⁷ der Nil siebenarmig (*septemgeminus*), die Alpen hoch (*altus*), das Nordmeer grausig (*horribile aequor*), die Britanner liegen

zuäußerst (*ultimi*) und ganz zu Beginn schon heißen die Inder *extremi*, *litus ut longe resonante Eoa / tunditur unda*. Aber auch Catull kennt einen Osten, der für ihn – erstaunlich genug – zur Landschaft einer grenzenziehenden und grenzenüberschreitenden Erfahrung wird. Im Zentrum der fiktiven Autobiographie im Mittelteil des Langgedichts 68²⁸ steht die Verwünschung Trojas, das kühn als „Europas und Asiens gemeinsames Grab“ apostrophiert wird: *Troia (nefas!) commune sepulcrum Asiae Europaeque* (v. 89). Troja ist der unselige Ort, der nun auch den Bruder hinweggerafft hat: *quae ... etiam nostro letum miserabile fratri / attulit* (v. 91f.). Mit ihm, so der Sprecher, ist das ganze Haus begraben (*tecum una tota est nostra sepulta domus*, v. 94); ihn hält nun kein Grab unter vertrauten Gräbern, nah bei der Asche seiner Verwandten, fest, *sed Troia obscena, Troia infelice sepultum / detinet extremo terra aliena solo* (v. 99f.). Stärker läßt sich die Empfindung äußerster Ferne und Entfremdung wohl nicht ausdrücken. Ein fremdes Land verwahrt den Leichnam des nächsten Verwandten in abgelegenster Erde im „obszönen“ Troia, im „Unglücks-Troia“.

- 8 Das ist die genaue Mitte des Langgedichts, das an seinem Anfang Einblick in die innersten Befindlichkeiten des Schreibers zu geben verspricht. Läßt sich ein kraftvollerer Gegenpol zum Eingang der *Aeneis* denken? Statt Verschmelzung äußerste Trennung, statt zukunftsweisendem Aufbruch Abbruch und ein ultimatives Ende. Wie endgültig die Trennung zu denken ist, erhellt aus dem bekannten Abschiedsepigramm 101. Der Sprecher steht, *multas per gentes et multa per aequora vectus* (v. 1),²⁹ schließlich vor der stummen Asche des Bruders und vollzieht am „traurigen Grabe“ nach „alter Vätersitte“ (*prisco ... more parentum*, v. 7) das geschuldete Opfer. Auch dies die markante Antithese zur Bewegungsrichtung des Vergilischen Aeneas (und schon des Homerischen Odysseus)³⁰. Vor allem aber: Vor der Folie des Catullischen Dramas erkennen wir die Aeneas-Erzählung als die pointierte Umkehrung der Orientierung: Strebte Catull aus dem ökumenischen Geschichtsbild heraus, so ist in Vergils Sicht die Aneignung des Unglücksortes und seine Umbildung zu neuer Größe der beherrschende Gedanke. Doch seien wir genau: Auch bei Catull bildet sich das Troia-Erlebnis zur bestimmenden Mitte. In einem gewissen Sinne liegt es am Grunde seiner experimentellen Pathopoetik.³¹ Die markante Differenz zur Konstruktion der Vergilischen *Aeneis* liegt darin, daß die Catullische Dichtung, weit entfernt, in den Kategorien von Staat und Geschichte zu denken, allein auf die Pathogenese eines römisch-modernen Dichtersubjekts gerichtet ist.³² Noch die Glücksmomente dieser Dichtervita wie die Rückkunft in Sirmio (c. 31) werden in Vergegenwärtigung der langen mühevollen Entfernung vom Osten genossen. Jetzt, im Überschwang der Heimkehr, darf gar der Gardasee den glücklich überwundenen Osten spiegeln: *... vosque, o Lydiae lacus undae, / ridete quidquid est domi cachinnorum* (v. 13f.).³³ Treiben wir es nicht zu weit: Aber liest sich dieses „klassische“ Heimkehrergedicht nicht wie die Antizipation dessen, was Vergil dem Aeneas zuschreibt? Nur übersteigert, freudebebend, triumphalisch? Und beweist nicht diese seltene Extroversion unsere These, wie sehr die nicht zu revidierende Grenze des Todes (vgl. auch c. 5) die Matrix bildet auch für die Erfahrung intensiv genossenen Augenblickglücks?

Die Parallelen zur großen Heimkehrerzählung Odysseus-Aeneas sind damit noch nicht erschöpfend behandelt. Es scheint, daß c. 31 den klassischen Nostoi durchgehend verpflichtet ist: Die strukturelle Beziehung reicht von der Betonung des Inselcharakters der Heimat (*Paene insularum, Sirmio, insularumque / ocelle*, v. 1f.) über die Neptunerwähnung (v. 2f.), das ungläubige Staunen des Heimkehrers (v. 5f.) und die Herausstreichung der erschöpfenden Mühsal der Fremde (*peregrino / labore fessi*, v. 8f., cf. v. 11) bis zur starken Betonung des ersehnten Bettes und der

Thematisierung der Herr-Schaft des Heimkehrers : *salve, o venusta Sirmio, atque ero gaude* (v. 12). Zweifellos spielt auch das Ende von c. 46 auf den odysseischen Nostos an : *o dulces comitum valetate coetus, / longe quos simul a domo profectos / diversae varie viae reportant* (v. 9-11).

- 9 Noch einen zweiten klassischen Glücksmoment gibt es, in dem die poetische Imagination eines (nahen) Ostens das Unmaß der Freude dokumentieren soll. Das zweite Kuß-Gedicht (c. 7) verweist die fragende Lesbia auf die unfaßliche Fülle libyschen Sands im buchsbaumtragenden Cyrene „zwischen dem Orakel des hitzeglühenden Zeus und des alten Battos' heiligem Grabmal“ (*oraclum Iovis inter aestuosi / et Batti veteris sacrum sepulcrum*, v. 5f.). Wieder wird ein Osten als Grenze genommen. Aber diese Grenze entpuppt sich als die Bestimmung des Unmaßes. Die Maßlosigkeit des Genusses im Augenblick findet ihr Aequivalent dort, wo des Messens kein Ende ist : im heißen Wüstensand.³⁴ Auch die Bestimmung der Strecke dort, wo es am schwersten fällt, in der wenig differenzierten Einöde des Wüstenlandes, zeugt von der übermütigen Willkür des küssenden Sprechers, der Grenzen nennt, nur um an ihnen den phantastischen Exzeß seiner launigen Begierde darzutun. Der „libysche Sand“, das „silphiontragende Cyrene“, der „heiße“ Gott und der ehrwürdige Battos werden als Stereotypen aufgerufen, um Phantasie nicht zu bannen, sondern möglich zu machen. Die Bilder sind dem Sprechenden, indem er sie ausspricht, so kongenial, daß er sich hinreißen läßt, die beschworene Fremde an einem Teil zu romanisieren : Wie er eben die Wogen des Gardasees leichthin orientalisierte, wird ihm jetzt der ägyptokyrenische Ammon zum römischen Juppiter. Mit diesen Bildern, die die Grenzen der Vorstellung zugleich errichten und niederreißen (weil sie ebensowohl stereotyp wie herausfordernd sind), immunisiert sich die Catullische Liebesrede gegen den bösen Zauber einer profanen Arithmetik, die den maßlos Liebenden, so sollen wir glauben, immer über die Schultern blickt. Gegen den Neid der Außenwelt hilft nur sei es der entgrenzende Blick auf die Unzahl der Sterne, diese himmlischen Mitwisser verstohlener Lieben, oder die phantastische Introspektion in jene Regionen, in denen Maß und Zahl zu Inbegriffen eines absurden Denkens werden müssen.
- 10 Die augusteische Dichtung, so meine These, hat diese stehenden Bilder und Figuren zum integralen Bestandteil ihrer poetischen Kartographie gemacht. Wenn das Stereotype der Standbilder nicht mehr in gleicher Weise offen zu sein scheint für den Einfall der Imagination, so ist dies zweifellos den veränderten Verhältnissen unter der Führung des Augustus geschuldet. Es scheint, wenigstens in den letzten Gedichten des Horaz, daß der Osten sein nervenaufreibendes, neugiererregendes Potential eingebüßt habe. Glichen die früheren Beschwörungen des Ostens meist noch beschwichtigenden Autosuggestionen (Typ : *mitte civilis super urbe curas : / occidit Daci Cotisonis agmen, / Medus infestus sibi luctuosis / dissidet armis*, c. 3, 8, 17-20 ; vgl. c. 2, 11, 1-4 ; jeweils in Verbindung mit der Aufrufung auch der Westgrenze) oder ritualisierten Sorge-Reflexen als Zeichen, daß der Sprecher zur patriotischen Solidargemeinschaft gehöre (Typ : *in me tota ruens Venus / Cyprum deseruit, nec patitur Scythas / et versis animosum equis / Parthum dicere nec quae nihil attinent*, c. 1, 19, 9-12), so ist die Gefahr nun wirklich gebannt. Spätestens nach der Rückgabe der Feldzeichen des Crassus durch die Parther (*... tua, Caesar, aetas / ... / ... signa nostro restituit Iovi / derepta Parthorum superbis / postibus*, c. 4, 15, 4-8) obsiegt die Vorstellung einer Oikumene, die von ihren ostwestlichen Rändern nichts mehr zu fürchten hat. Sogar die alte kulturelle Geste der bewundernden Verehrung des Ostens hat sich nun umgekehrt : „Bewundernd schaut gezähmt nun der Kantabrer, / der Meder, Inder, flüchtige Skythe auf / Dich

immerwachen Hort der Herrin / Rom, des italischen Heimatlandes“³⁵ (*te Cantaber non ante domabilis / Medusque et Indus, te profugus Scythes / miratur, o tutela praesens / Italiae dominaeque Romae, c. 4, 14, 41-44, cf. auch ebd. 45-52*). Ähnlich der Gestus in Vergils Schildbeschreibung, wo – nebenbei bemerkt – der Gegensatz des Ostens im Augenblick seiner triumphalen Überwindung vielleicht am sinnfälligsten wird: Hier Augustus Caesar und Agrippa (vgl. *Aen. 8, 678-684, Augustus bezeichnenderweise cum patribus populoque, penatibus et magnis dis, v. 679*), dort die Heerscharen eines barbarischen Ostens: *hinc ope barbarica variisque Antonius armis, / victor ab Aurorae populis et litore rubro, / Aegyptum virisque Orientis et ultima secum / Bactra vehit, sequiturque (nefas) Aegyptia coniunx (8, 685-688)*.³⁶ Es liegt in der Logik der Vergilischen Perspektive, daß der Sieg über den Osten und die sich anschließenden Unterwerfungs- und Schenkensgesten³⁷ als der utopische Vorschein einer in ferner Zukunft liegenden Geschichte ästhetisch genossen und nicht etwa – im Sinne einer beschwichtigenden Trostrede – reflexiv verarbeitet und zum Wissensinhalt objektiviert werden.

- 11 Wenn der Eindruck nicht trügt, ist auch Horazens Schlußode (c. 4, 15) nicht frei vom Unterton der alten Angstrede: Erst wird die *revocatio* des alten Geistes (*veteres ... artes, cf. v. 12*) gefeiert, die Latiums Namen (*Latinum nomen, v. 13*) und Italiens Macht (*Italiae / ... vires, v. 13f.*) wiedererstarken ließ und „Ruf“ und „Größe“ des Reichs (*fama ... et imperi / ... maiestas, v. 14f.*) *ad ortus / solis ab Hesperio cubili* (v. 15f.) dehnte, dann wird die neue Ruhe (*otium, v. 18*) an den Namen des einen *custos rerum*, Caesar, gebunden (*custode rerum Caesare, v. 17*), der den Bürgerkrieg bannen und die gesunkenen Mächte des Ostens an unverbrüchliche „Julische Weisungen“ binden wird: *non qui profundum Danuvium bibunt / edicta rumpent Iulia, non Getae, / non Seres infidique Persae, / non Tanais prope flumen orti* (v. 21-24). Man mag es für selbstverständlich halten, daß die Völker des Ostens (bei Horaz wie bei Vergil) im Frieden ihre feindseligen Attribuierungen nicht ablegen dürfen. Ihre Trutzpose erhöht ja das Vergnügen an ihrer neuen, abhängigen Stellung. Aber die Dinge liegen so einfach nicht. Sehen wir es einmal so: Die Leistung des augusteischen Friedens zu verstehen, braucht es die alten Bilder, die mitten in der *Pax Romana* als die widerwörtnerischen Fortsätze der alten Opposition fungieren müssen. Sie sind nicht mehr, was ihre Bezeichnungen aussagen. Es ist, als tue sich an dem unterworfenen Fremden die innere Hohlheit und Lüge jedes Versuches kund, außerhalb des latinisch-römischen Namens und seiner *fama* eine Vorstellung von konstruktiver Identität zu begründen. Die ererbten Wahrnehmungen: der „untreue Perser“, der „ungegürtete Afrer“, der „pfeilbewaffnete Gelone“, der „unbezwingliche Daker“ müssen bleiben, weil sie – am *nomen* und an der Macht und Geltung des römischen Volkes gemessen – als präzise Formeln ihrer inneren Unwahrheit erscheinen. Die alten Bilder stürzen in sich zusammen und werden zu widersprüchlichen Gesten: Der Daker ist nicht mehr unbezwinglich, und der Afrer wird bald die römische Toga tragen. Als Römer allein machen die Daker, die Afrer, die Perser der Zukunft Sinn.
- 12 Was man leicht als integralen Bestandteil einer „Poetik des Vorurteils“ verkennen könnte, zeigt vor der Folie der erneuerten Zeichensprache des augusteischen Reichs einen tieferen Sinn: Nicht um kritikwürdige Fortschreibungen einer allein an der Logik feindlicher Auseinandersetzung orientierten, sonst interesselosen imperialen Wahrnehmung geht es, sondern um die poetische Dokumentation und Kodifikation jener widerstreitenden Momente der Staatsräson, die ein nur juristisch-formales Denken nicht angemessen beschreiben könnte. Die nicht zu zähmende poetische Investitur allein schafft eine Objektivität, die, aufs Ganze der Geschichte ausgehend, die

Architektur ihres inneren Sinns mit all ihren Rissen und Widersprüchen zur Darstellung zu bringen hoffen kann. Von solchen Voraussetzungen ausgehend, können Vergil und Horaz zugleich über den gebändigten *furor* und das neue *otium* sprechen. Und in dem Bewußtsein, daß die neugewonnene Größe auf ebensolchen zu Ausgleich und Harmonie gebrachten Gegensätzen beruht, kann zuletzt – und nun hören wir noch einmal die Mitte des Catullischen und den Anfang des Vergilischen Hauptwerks „nach Vätersitte“ auch die lydische Flöte erschallen, wenn, so Horaz in einer letzten, jetzt nur noch poetologischen Autosuggestion, „wir Troja und Anchises und das Geschlecht der hehren Venus singen“ (*nosque ... / Troiamque et Anchisen et almae / progeniem Veneris canemus*, c. 4, 15, 25-32). Jetzt erhält auch die *recusatio* des Anfangs einen neuen Sinn : Ablehnen kann der Dichter die Schlachtengesänge auch deshalb, weil er über die Rolle des Abschilderers und Nachsängers des Politisch-Faktischen längst hinausgewachsen ist : Vielmehr gibt er der fragmentierten Selbstwahrnehmung des politischen Außen in der poetischen Totale das *totum* der Geschichte zurück, das ihr, der Geschichte, in dem Maße, wie sie zur Wirklichkeit wurde, abhanden gekommen war. Es ist eine Leistung der augusteischen Dichtung, daß sie, weit entfernt, ihre Epoche nur abzubilden, dieser je für den Augenblick des Singens (der darum wie am Anfang der *Aeneis*, so am Ende der Horazischen Oden zur Sprache kommen muß) das Maß bestimmt, wie sie sich jenseits räumlicher, ethnischer und ideologischer Grenzziehungen als ein selbstbewußtes Ordnungsgefüge erfahren könnte. Über Zweckdienlichkeit und Schönheit dieses imaginären Ganzen haben wir nicht zu urteilen. Es gleicht wohl mehr einer sozialtechnologischen Apparatur, einer Anleitung-zur-Selbsterfahrung-Maschine à la Jonathan Swift oder Peter Sloterdijk, oder auch der pferde-, vogel- und fischleibigen schönen Frau aus dem Zerrspiegel der Horazischen *Poetik*, als dem, was ältere Interpreten sich unter einem wohlorganisierten Staatswesen vorstellten. Aber, Sie wissen ja : Wo die Institutionen irgendeinmal verstummen, haben die Dichter das letzte Wort.

BIBLIOGRAPHIE

ANDO, CLIFFORD: Vergil's Italy: Ethnography and Politics in First-century Rome, in: D.S. Levene, D.P. Nelis (eds.), *Clio and the Poets. Augustan Poetry and the Traditions of Ancient Historiography*, Leiden, Boston, Köln 2002, p. 123-142.

BALSDON, J.P.V.D. : *Romans and aliens*, London 1979.

BARCHIESI, ALESSANDRO : *Terminus and the Boundary Stones of Roman Identity*, in : ders., *The Poet and the Prince. Ovid and Augustan Discourse*, Berkeley, Los Angeles, London 1997, p. 214-219.

BELL, BRENDA M. : *The Contribution of Julius Caesar to the Vocabulary of Ethnography*, in : *Latomus* 54, 1995, p. 753-767.

CAIRNS, FRANCIS : *Catullus in and about Bithynia. Poems 68, 10, 28 and 47*, in : D. Braund, C. Gill (eds.), *Myth, history and culture in republican Rome. Studies in honour of T.P. Wiseman*, Exeter 2003, p. 165-190.

- DEMANDT, ALEXANDER (ed.) : Mit Fremden leben. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, München 1995.
- DEREMETZ, ALAIN : Le Livre II de l'Énéide et la conception virgilienne de l'épopée : épopée et tragédie dans l'Énéide, in : REL 78, 2000, p. 76-92.
- DIHLE, ALBRECHT : Zur hellenistischen Ethnographie, in : O. Reverdin (ed.), Grecs et Barbares, Genève 1961 (= Entretiens 8), p. 205-232 u. 233-239.
- EVANS, RHIANNON : Ethnography's Freak Show : The Grotesques at the Edges of the Roman Earth, in : Ramus 27, 1998, p. 54-73.
- FITZGERALD, WILLIAM : Catullan Provocations. Lyric Poetry and the Drama of Position, Berkeley, Los Angeles, London 1995.
- GARCÍA MORENO, L.A. : Hellenistic Ethnography and the Reign of Augustus in Trogus Pompeius, in : The Ancient World 24, 1993, p. 199-212.
- GEERTZ, CLIFFORD : Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller, Frankfurt a.M. 1993.
- GEHRKE, HANS-JOACHIM, MASTROCINQUE, ATTILIO (eds.) : Rom und der Osten im 1. Jahrhundert v. Chr. (Akkulturation oder Kampf der Kulturen ?) – Roma e l'oriente nel I sec. a.C. (acculturazione o scontro culturale ?), Cosenza 2009.
- GRÜNER, ANDREAS : Die Altäre des L. Sestius Quirinalis bei Kap Finsterre. Zur geopolitischen Konstruktion des römischen Herrschaftsraums, in : Madrider Mitteilungen 46, 2005, p. 247-266.
- HABINEK, THOMAS, SCHIESARO, ALESSANDRO (eds.) : The Roman Cultural Revolution, Cambridge 1997.
- HAHN, LUDWIG : Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprache. Bis auf die Zeit Hadrians, Leipzig 1906, bes. p. 89-114.
- HUTTER, SONJA : Vestis virum reddit. Zur Beurteilung des äußeren Erscheinungsbildes von Fremdvölkern in der Ethnographie der späten Republik und frühen Kaiserzeit, Frankfurt a.M. 2002.
- JACQUIER, JOSÉPHINE : Fragmentierte Antike. Auf den Spuren einer modernen *chrêsis* in Charles Baudelaires *Fleurs du mal*, Heidelberg 2010.
- KARTTUNEN, KLAUS : Distant Lands in Classical Ethnography, in : GB 18, 1992, p. 195-204.
- KOFLER, WOLFGANG : Aeneas und Vergil. Untersuchungen zur poetologischen Dimension der *Aeneis*, Heidelberg 2003.
- KRAGGERUD, EGIL : Three Problematic Passages in Vergil (*Ecl.* 4,8 ; *Ge.* 4,453-456 ; *Aen.* 1,1-7), in : SO 64, 1989, p. 110-124.
- LEE-STECUM, PARSHIA : Tot in uno corpore formae : Hybridity, Ethnicity and Vertumnus in Propertius Book 4, in : Ramus 33, 2004, p. 22-46.
- LUND, ALLAN A. : Caesar als Ethnograph, in : AU 39, 1996, p. 12-23.
- MÖLLER, MELANIE : Subjekt riskiert (sich) – Catull, *carmen* 8, in : A. Arweiler, M. Möller (eds.), Vom Selbst-Verständnis in Antike und Neuzeit. Notions of the Self in Antiquity and Beyond, Berlin, New York 2008, p. 3-20.
- DIES. : Tragödie und ideologische Phantasie. Aischylos' „Sieben gegen Theben“ als Lehrstück der Selbstsuche, in : FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG 244, 2009, *Geisteswissenschaften*, p. N3.
- MOOG-GRÜNEWALD, MARIA (ed.) : Das Neue. Eine Denkfigur der Moderne, Heidelberg 2002.

- MÜLLER, KLAUS E. : Geschichte der antiken Ethnographie und ethnographischen Theoriebildung. Von den Anfängen bis auf die byzantinischen Historiographen, 2 vol. , Wiesbaden 1972/1980.
- DERS. : Geschichte der antiken Ethnologie, Reinbek bei Hamburg 1997.
- NUSSBAUM, G. : The Punctuation of *Aeneid* 1.1-7, in : G&R 33, 1986, p. 188-191.
- PARKER, GRANT : Mapping the Mediterranean, in : Journal of Medieval and Early Modern Studies 37, 2007, p. 1-7.
- DERS. : The Making of Roman India, Cambridge 2008.
- RADER, RICHARD : "And whatever it is, it is you" : The Autochthonous Self in Aeschylus' Seven against Thebes, in : Arethusa 42, 2009, p. 1-44.
- REED, J.D. : Virgil's Gaze. Nation and Poetry in the *Aeneid*, Princeton, Oxford 2007 (cf. die Besprechung durch M. Stöckinger, in : Gymnasium 117, 2010, p. 279f.).
- SCHUSTER, M. (ed.) : Die Begegnung mit dem Fremden. Wertungen und Wirkungen in Hochkulturen vom Altertum bis zur Gegenwart, Stuttgart, Leipzig 1996 (= Colloquium Rauricum 4).
- SCHWINDT, JÜRGEN PAUL : Zeiten und Räume in augusteischer Dichtung, in : ders. (ed.), La représentation du temps dans la poésie augustéenne. Zur Poetik der Zeit in augusteischer Dichtung, Heidelberg 2005, p. 1-18.
- DERS. : Vom Phantasma zur Denkfigur. Das Neue bei den Griechen und Römern, in : Merkur 62, 2008 (*Neugier. Vom europäischen Denken*), p. 793-803.
- DERS. : Philology of History. How and What Augustan Literature Remembers, in : J. Farrell, D. Nelis (eds.), The Roman Republic in Augustan Poetry, Oxford 2013, p. 40-56.
- SHERWIN-WHITE, A.N. : Racial Prejudice in Imperial Rome, Cambridge 1967.
- SIEBENBORN, ELMAR : Barbaren, Naturvölker, edle Wilde, in : AU 41, 1998, p. 18-31.
- SORDI, MARTA (ed.), *Conoscenze etniche e rapporti di convivenza nell'antichità*, Milano 1979.
- STÖCKINGER, MARTIN : Vergils Gaben. Studien zur Erschließung eines theoretischen Feldes, (Diss.) Heidelberg 2013.
- STONEMAN, RICHARD : Romantic Ethnography : Central Asia and India in the Alexander Romance, in : The Ancient World 25, 1994, p. 93-107.
- SUERBAUM, WERNER : Aeneas zwischen Troja und Rom. Zur Funktion der Genealogie und der Ethnographie in Vergils Aeneis, in : Poetica 1, 1967, p. 167-204.
- SYED, YASMIN : Vergil's *Aeneid* and the Roman Self. Subject and Nation in Literary Discourse, Ann Arbor 2005.
- THOMAS, RICHARD F. : Lands and Peoples in Roman Poetry. The Ethnographical Tradition, Cambridge 1982.
- TIMPE, DIETER : Ethnologische Begriffsbildung in der Antike, in : H. Beck (ed.), Germanenprobleme in heutiger Sicht, Berlin, New York 1986, p. 22-40.
- TRÜDINGER, KARL : Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie, Basel 1918.
- VAN DER VLIET, EDWARD CH.L. : The Romans and Us : Strabo's *Geography* and the Construction of Ethnicity, in : Mnemosyne 56, 2003, p. 257-272.

VASALY, ANN : *Representations. Images of the World in Ciceronian Oratory*, Berkeley, Los Angeles, Oxford 1993.

WALDENFELS, BERNHARD : *Das Ordentliche und das Außer-ordentliche*, in : B. Greiner, M. Moog-Grünwald (eds.), *Kontingenz und Ordo. Selbstbegründung des Erzählens in der Neuzeit*, Heidelberg 2000, p. 1-13.

ŽIŽEK, SLAVOJ : *The Sublime Object of Ideology*, London 1989.

DERS. : *The Spectre of Ideology*, in : ders. (ed.), *Mapping Ideology*, London 1994, p. 1-33.

NOTES

1. Abschlußvortrag, gehalten an der Sapienza, Università di Roma auf dem *Internationalen Kolloquium* der Forschergruppe *La poésie augustéenne: „Orientalismo romano“* vom 19. bis 21. November 2009.
2. Vgl. die diesen Beitrag beschließende Auswahlbibliographie.
3. Vgl. die Einführungen von Trüdinger (1918), Dihle (1961), Müller (1972), Sordi (1979) und Siebenborn (1998).
4. Siehe Stoneman (1994).
5. Darüber soll die Vorleistung in den Werken Ciceros und Caesars, die schärfere Konturierung eines ethnographischen Horizonts nicht vergessen werden: Zu Cicero siehe Vasaly (1993), zu Caesar siehe Sherwin-White (1967), p. 1-32, Bell (1995) und Lund (1996).
6. Cf. García Moreno (1992).
7. Cf. Van der Vliet (2003).
8. Zur ethnographischen Einstellung des Augustus siehe jetzt Ando (2002), p. 134f.
9. Siehe Grüner (2005).
10. Vgl. etwa Barchiesi (1997), p. 214-219.
11. Cf. Lee-Stecum (2004).
12. Über die genealogische Volte des Vergil, den Ahnhern der Aeneaden, Dardanus, in Italien siedeln zu lassen, siehe unten Paragraphen 4 u. 5.
13. Cf. *Aen.* 3, 84-117 u. 147-191.
14. Erst in v. 92 fällt der Name zum ersten Mal, dann bezeichnenderweise nicht in klassisch-heldischem Kontext: *extemplo Aeneae solvuntur frigore membra; / ingemit ...*
15. Zum Problem der „Gendered Ethnicity“ cf. jetzt Syed (2005), p. 137f.
16. Ich verweise nur auf die von Nussbaum (1986) und Kraggerud (1989), p. 119-124, ausgelöste Diskussion.
17. Ando (2002), p. 136, führt die ethnographische Sensibilität, schon in der Abwägung italischer und römischer Gesichtspunkte, auf des Autors Verwurzelung in der oberitalisch-keltischen Peripherie zurück.
18. Schwindt (2005).
19. Und an den Rändern der römischen Oikumene lauert die phantasmagorische Exzentrik, der morphologische Wahnsinn. Vgl. Evans (1998).
20. Ein Phänomen, das auch im europäischen Mittelalter zu beobachten ist. So nutzten die Welfen immer wieder verschobene, fiktive Ursprünglichkeiten zur Begründung und Aufrechterhaltung ihrer Dynastie. (Für den Hinweis danke ich meiner Mitarbeiterin Désirée Rupp.)
21. Siehe unten Paragraph 5.
22. Cf. Žižek (1989) u. (1994).
23. Siehe Rader (2009) und vgl. Möller (2009).

24. Siehe Suerbaum (1967), p. 180f.
 25. Cf. das Gebet des Aeneas in der Krisensituation *Aen.* 10, 252-255 und die *Aen.* 9, 77-106 für den Fall der glücklichen Ankunft in „Ausonischen Häfen“ und auf „Laurentischen Fluren“ versprochene, *Aen.* 10, 215ff. vollzogene Vergöttlichung der Schiffe vom Ida. *Nota bene:* Kybeles „heilige Fichten“ segeln im städte- und kulturverpflanzenden Auftrag.
 26. Zum historischen Hintergrund s. Cairns (2003).
 27. Cf. Hutter (2002).
 28. Siehe schon Skutsch (1892).
 29. Wenn die zuletzt vor allem von Kofler (2003) vertretene These richtig ist, daß sich Schiffahrtsszenarien häufig poetologisch lesen lassen, erfährt die autoreferentielle Deutung des *Aeneis*-Eingangs auch von hierher Unterstützung (vgl. auch Deremetz [2000]).
 30. Auf die Verkehrung der Bewegungsrichtung hat schon Fitzgerald (1995), p. 187, hingewiesen.
 31. Siehe demnächst Schwindt (2013).
 32. Siehe zuletzt Möller (2008).
 33. Die kühne Personifikation und Verbindung mit dem zuhause verfügbaren, *neoterischen* Lachen zeigen die souveräne Verschmelzung imaginärer und materieller Landschaften.
 34. Cf. Schwindt (2008) und Jacquier (2010).
 35. Die Übersetzung nach Kayser, Nordenflycht und Burger v. H. Färber (*Horaz. Sämtliche Werke. Lateinisch und deutsch*, München 1957, ⁸1979).
 36. Auch die Götter des „Westens“ und des Ostens in entsprechender Gegensatzung: *omnigenumque deum monstra et latrator Anubis / contra Neptunum et Venerem contraque Minervam / tela tenent* (v. 698-700).
 37. Siehe Stöckinger (2013).
-

RÉSUMÉS

In dem folgenden Beitrag wird das Thema des "Orientalismo Romano" nicht motivisch, sondern radikalphilologisch behandelt. Ausgehend von der Hypothese, daß die Sicherheit der neuen, augusteischen Weltordnung ein zugleich souveränes und phantastisches Denken der Grenze ermöglicht, wird der Anfang der Vergilischen *Aeneis* als das Paradigma einer poetischen Geschichtsdarstellung gelesen, in der das Abenteuer der Stadtgründung als das *perpetuum mobile* einer Traditionsbildung erscheint, die den Gegensatz, der sie hervorgebracht hat, sprachlich und denkerisch immer neu zur Geltung bringen muß. Während Catull noch, in dezidierter Umkehrung der odysseischen Fahrtrichtung, im Osten die Pathogenese seines römisch-modernen Dichtersubjekts erfährt, liefert Vergil das Erfolgsmodell einer hochgradig assimilationsfähigen "obliquen Originalität". In Horaz' späten Oden werden die überlieferten stereotypen Wahrnehmungen des Ostens zu präzisen Formeln ihrer inneren Unwahrheit. Nicht um die Fortschreibung einer allein an der Logik feindlicher Auseinandersetzung orientierten Wahrnehmung des Ostens geht es, sondern um die poetische Dokumentation und Kodifikation jener widerstreitenden Momente der Staatsräson, die ein nur juristisch-formales Denken nicht angemessen beschreiben könnte. Die augusteische Dichtung erreicht gerade in der Fragmentierung der ideologischen Totale eine Objektivität, die die Architektur des römischen Herrschaftsgedankens mit all ihren Rissen und Widersprüchen zur Darstellung bringen kann.

INDEX

Mots-clés : Vergil, /Aeneis/-Prooemium, Catull, c. 7, 10, 11, 31, 46, 68 u. 101, Horaz, 3.8, 1.19, 4.14 u. 4.15, Orientalismus, historische /versus/poetische Kartographie, Traditionsbildung, Autochthonie, Authentifizierung, verschobene Ursprünglichkeit/oblique Originalität, ideologische Phantasie (Z(iz)ek), Poetik des Vorurteils, Fragment und Totale, Geschichtsphilosophie /versus/ Geschichtspoetik

AUTEUR

JÜRGEN PAUL SCHWINDT

Heidelberg